



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 10.

Prinzeß Hummelchen.

Novelle von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es währte eine geraume Zeit, und es bedurfte einiger halben Spitzgläser Pommery, ehe das kleine Fürstentum das gestörte Gleichmaß ihrer Seele einigermaßen wieder fand, und ehe ihr Nachbar wieder einmal fröhlich über sie und mit ihr lachen konnte. Erst als sie ihm beim Dessert ein Geständnis über die letzten Zeugnisse ihrer nun „abgehalteneren“ Lehrer machte — Orthographie: „Individuell“; Geschichte: „Ihre Durchlaucht verbindet mit charakteristischer Auffassung eine außerordentliche Leichtigkeit, sich selbst ohne gründlichere Einzelkenntnisse ein Bild des Ganzen zu gestalten“; Geographie: „Im letzten Jahre wurde mit besonderem Erfolg das Deutsche Reich, im speziellen aber das Fürstentum Elwersburg-Kottenburg-Taubersheim behandelt, und Ihre Durchlaucht zeigten für letzteres Studium ungemeines Interesse“; Mathematik — Rechnen: „Neben tüchtiger Beanlagung ein reges Streben, das selbst vor nicht ganz leichten Aufgaben nicht immer versagte“ — erst da fanden beide den rechten Boden fröhlichen Plauderns wieder. Prinzeßchen war denn doch zu gewitzt, jene schönverbrämten Sätze nicht richtig zu verstehen, und nachdem sie noch gebeicht: „Na, Vetter Eugen, und in den fremden Sprachen, da haperte es erst recht — mit dem Schreiben nämlich; denn das Plappern, das lernt unsereins ja doch von Kindesbeinen an“ — fragte sie plötzlich: „Aber nun halten Sie mich wohl gar für sehr dumm?“

Er versicherte lachend das Gegenteil, und sie fuhr, schon ein klein wenig in der Selbstlaune, fort: „Ja, Vetter, wissen Sie, dumm bin ich eigentlich nicht. Aber Dummheiten mache ich fortwährend. Ich weiß nicht, wie es kommt. Es kribbelt plötzlich in den Fingerspitzen, und dann ist das Unglück schon geschehen. Papa ist gegen sein Hummelchen ja so gut; aber ich hab' gehört, ihr da drüben sollt eine sehr strenge Gesellschaft sein — riesig fein! Da gilt gewiß jede solche kleine Dummheit als ein Verbrechen?“

„Aber wie können Sie nur so etwas denken, Ulrike! Uns fehlt nur gerade solch ein junges Element am Hofe, sonst sind

wir auch Menschen, die von Herzen gern mal lustig sind.“ Er hob sein Glas: „Auf gute Kameradschaft, Hummelchen!“

Sie stieß mit ihm an und trank schnell aus. Aber dann stützte sie doch ein wenig, und sie sagte ganz ernsthaft: „Hören Sie mal, Vetter, aber „Hummelchen“ darf mich außer Papa niemand nennen!“

„Auch nicht ich — als guter Kamerad, als den Sie mich soeben acceptierten?“

Prinzeßchen sann einen Moment nach. „Da müßte ich Sie doch erst noch etwas genauer kennen lernen, Vetter,“ meinte sie dann zweifelnd, indem sie ihm einen Seitenblick zuwarf.

„Gut also. Das soll geschehen. Und ich will mich ehrlich bemühen, daß Sie mich recht gut kennen lernen, Ulrike. Es ist ja eine Schande, daß wir uns so selten gesehen haben.“

„Das finde ich auch,“ versicherte sie lebhaft. Der Fürst gab Prinzeß ein leises Zeichen. Sie hob die Tafel auf. Und so scharf auch das wachsame Auge von Mama Etikette überschweifte, es mußte zufrieden sein. Prinzeß Ulrike verband in diesem Augenblick reizende Grazie mit gemessener Würde, trotz der sechs halben Gläser Pommery, die Excellenz Eggeström etwas sorgenvoll registriert hatte.

Man nahm den Kaffee im anstoßenden Gartensalon, durch dessen weitgeöffnete Fenster der Duft des Rosenparterres drang. Unten, vor der Terrasse, konzertierte die Kapelle des Elwersburger Ballettillons.

Auf einen Augenblick zog der Fürst sein Töchterchen beiseite. „Nun, Hummelchen, hast dich gut unterhalten bei Tisch?“ fragte er und strich in der Sehnsucht des Blinden, sich immer wieder ein Bild des geliebten Kindes zu verschaffen, leise und zart tastend mit dem Zeigefinger über ihr Gesicht.

„Niesig gut, Papa!“ versicherte sie eifrig.

„Wie gefällt dir denn der Vetter, Kind?“

„Sehr gut, Papa! Er ist furchtbar nett. Und wir haben auch schon auf gute Kameradschaft getrunken!“

Serenissimus lächelte glücklich. „Das freut mich, Hummelchen. Er ist ein vorzüglicher junger Mann. Haltet nur immer gute Kameradschaft miteinander. Ihr sollt euch ja jetzt recht kennen lernen.“

In diesem Augenblick erwachte zuerst ein Argwohn in der Brust Ulrikes. Sie schrak ein wenig zusammen und fragte hastig: „Wie meinst du das, Papa?“

Da küßte er sie auf die Stirn und sagte ablenkend: „Nun, ihr seid doch Vetter und Cousine!“ und wandte sich seinen Gästen zu.

Prinzeßchen aber blieb nachdenklich stehen. Der Argwohn, der einmal in ihrer Brust Wurzel gefaßt hatte, wollte nicht wieder weichen. Und es wurde ihr weh ums Herz dabei. Sie lehnte sich an den Fensterflügel und schloß auf ein paar Sekunden die Augen. Da kam ihr ein Roman in den Sinn, den sie einmal



Eingeborene von Atjeh (Sumatra) in Festtracht. (S. 75)

gelesen. Er handelte von einer Prinzessin, die um der unerbittlichen Staatsraison willen einen ungeliebten Mann hatte heiraten müssen und gebrochenen Herzens gestorben war. Und bei der Erinnerung an diese gräßliche Geschichte stand mit einemmal bei ihr fest: „Das thue ich nicht ... das thue ich nicht, und wenn sich alle auf den Kopf stellen!“

Und wie sie nun mit einem trogigen Blick die Augen wieder aufschlug, sah sie drüben an der anderen Seite des Zimmers Willröder stehen. Er schaute immer noch so unsagbar traurig drein, fand sie sofort. Plötzlich schoß ihr durch den Sinn: „Er weiß es auch schon, was man mit mir vor hat. Und natürlich — da ist er traurig. Aber wenn er darüber traurig ist, dann muß er mich doch lieb haben!“ Und nun jubelte es wieder in ihr auf: „Wenn er mich nur lieb hat, wenn er mich nur so recht, recht lieb hat, dann wird alles gut!“

Aber als der Erbprinz, mit der Mokka-Tasse in der Hand, auf sie zukam, machte sie kurz Kehrt und flüchtete sich zwischen Excellenz Eggeström und Charlotte auf einen Puff. Mama Giffette hielt es für ihre Pflicht, sofort eine Konversation mit der kleinen Durchlaucht zu beginnen. Prinzesschen war jedoch nicht zum Plaudern aufgelegt. Sie meinte, sie sei müde und habe Kopfschmerzen, worauf Excellenz sich wegen der sechs Gläser Sekt doch wieder Gedanken machte.

Und in der That, ein klein wenig revoltierten die Schaumperlen des Pommery doch wohl im Köpchen der Prinzessin. In dem einen Augenblick kam sie sich unsagbar elend vor, schlecht behandelt von aller Welt, im nächsten so hochgehoben, so mutig, als könne sie derselben Trotz bieten. Es war ihr ganz wunderbar zu Mute. Das war ja auch heute ein so seltsamer Tag: erst die Spazierfahrt, wo sie ihn getroffen hatte — die Rose Dututel dann — der junge Künstler — der Erbprinz, dem man sie „aus Staatsraison opfern“ wollte, und der doch eigentlich ganz nett war — Papa mit seinen Andeutungen — es wirbelte in Ulrikes Sinn nur so durcheinander. Und die Charlotte war auch ganz verändert. Sie lächelte ohne Unterlaß, aber ein ganz eigenes versteinerndes Lächeln, und als die Prinzessin einmal ihre Hand berührte, war diese eiskalt. —

Nachher wurde hinten im Park, am Tennisplatz, Croquet gespielt. Aber es war heute kein richtiger Zug in dem Spiel. Es schien, als ob die ganze Gesellschaft zerstreut sei. Nur der Erbprinz spielte aufmerksam und geschickt und wußte schließlich, als er Räuber geworden war, auch noch den Ball seiner Partnerin, der Prinzessin, an den Pfahl zu heften.

„Ist's so recht, Cousinchen? War das nicht gute Kameradschaft?“ sagte er heiter, als er ausgemacht hatte.

„Gott, so im Spiel!“ gab sie schnippisch zurück und warf den Hammer beiseite.

Charlotte und Willröder, die der Zufall auf die andere Partie gebracht hatte, atmeten auf, als die Partie beendet war. Es war für beide eine qualvolle Stunde gewesen. Aber in beider Herzen war gerade während dieser Stunde auch ein Entschluß gereift. Willröder fühlte, daß er nicht in Elversburg bleiben konnte: jedes Wiedersehen mit dem geliebten Mädchen hätte ihm die Wunden des Herzens neu aufgerissen; er wollte morgen schon in einem Privatdienstbrief an seinen Regimentskommandeur um seine Versetzung einkommen. Und in Charlotte hatte sich die Ueberzeugung durchgerungen, daß sie unfähig sei, diese Rolle durchzuführen: sie wollte um ihre Entlassung aus dem fürstlichen Dienst bitten.

Der Fürst, der neben dem Spielplatz auf einer Bank Platz genommen hatte und sich von

dem Oberstleutnant über den Fortgang der Partie unterrichten ließ, schlug einen kleinen Spaziergang nach der nahen Jasanerie vor. „Geben Sie mir Ihren Arm, Eugen — Sie müssen mir noch etwas von Waldenstein erzählen. Was macht Ihr alter Oberjägermeister? Schnurrt der prächtige Herr immer noch so trefflich?“

Die Prinzessin, Charlotte, Willröder und der Oberstleutnant schlossen sich an. Zuerst, als der Weg noch breit war, zu viere neben einander. Dann mußten sie zu zweien abrechen, und — war es Zufall, oder richtete es die Prinzessin so ein — sie ging mit Willröder, Charlotte und der Oberstleutnant folgten nach.

L'Estrange war heute besonders guter Laune. Er erzählte lebhaft und voll Humor von den Details der Durchführung seines Komplotts gegen den alten Dututel und von dem vielversprechenden künstlerischen Wirken seines Protegés. Nach seiner Gewohnheit blieb er, kurzatmig, wie er war, dabei dann und wann stehen — der Abstand zwischen den beiden Paaren wurde größer und größer. Und Charlotte war so ganz mit sich beschäftigt, daß sie nicht nur dankbar war, wenn das gute Mammut die Kosten der Unterhaltung selbst bestritt, sie achtete auch nicht darauf, daß sie in den verschlungenen Parkwegen ihre kleine Durchlaucht ganz aus dem Gesicht verlor.

Endlich aber fiel es ihr doch auf, und sie erschrak ein wenig. Aber der Oberstleutnant meinte lachend: „Lassen Sie unser Prinzesschen doch! Die freut sich, einmal mit ihrem Leutnant sich ordentlich ausplaudern zu können.“

„Aber, Herr Oberstleutnant!“
„Glauben Sie denn, meine alten Augen seien auch mit Blindheit geschlagen, gnädiges Fräulein? Ich weiß doch längst, wo der Hase läuft. Aber seien Sie unbesorgt, trauen Sie meiner Menschenkenntnis: das hat keine Gefahr! Du lieber Gott, solch Prinzesschen will sich doch auch einmal ein bißchen austoben. Und der Willröder ist ein grundverständiger Kerl, und zudem“ — nun blinzelte L'Estrange ganz verdächtig — „zudem ist er ja, wenn mich nicht alles täuscht, gefeit —“

Er schien noch eine weitere Bemerkung auf der Zunge zu haben. Da kam aber atemlos ein Diener aus dem Schloß ihm nach mit irgend einer wichtigen Meldung, die ihn zurückrief. Charlotte kannte schon die bewährte Methode des alten Schlauchfisches, sich „wichtige“ Meldungen nachsenden zu lassen, wenn er sich freimachen wollte; sie war auch froh, daß sie nun beschleunigten Schrittes Ihrer Durchlaucht nachhaken konnte. —

Daß sich Prinzesschen mit Willröder, als sie sich selbst überlassen waren, ordentlich „ausgeplaudert“ hätte, wie der Oberstleutnant vermutete, traf keineswegs zu. Im Gegenteil, sie schritten ein ganzes Stück Wegs schweigend nebeneinander her.

In Willröder arbeitete immer noch nur der eine Gedanke nach: „Wie war es möglich, daß du dich so täuschen konntest?“ — das tiefe Empfinden des unwiederbringlichen Verlustes, Prinzesschen aber dachte nur daran: „Wie bringst du's ihm bei, daß du ihn auch lieb hast, so recht von Herzen lieb?“ Und das Herz klopfte ihr dabei zum Zerspringen.

Endlich sagte sie mit ihrer süßen Kinderstimme, und nach ihrer Art mehrere Sätze aneinanderreihend, ohne die Antwort auf den ersten abzuwarten: „Warum sind Sie heut denn eigentlich so traurig, Herr v. Willröder? Ich dachte gerade, Sie würden nun recht froh und lustig sein, weil — weil ich — weil Papa doch alles wegen der Rose Dututel gethan hat, wie ich ihn gebeten. Aber noch nicht einmal ein gutes Wort haben Sie mir darüber

gesagt. Das ist gar nicht hübsch von Ihnen, Herr v. Willröder.“

Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, ihr zu entgegnen. Die gute kleine Prinzessin hatte ja recht, er hatte ihr noch nicht anders als mit einem Blick gedankt. So sprach er denn wider Willen etwas förmlich: „Verzeihung, Durchlaucht! Lassen Sie mich nachholen, was ich versäumte, und Ihnen zugleich im Namen der beiden Menschenfinder, die Sie glücklich gemacht haben, recht herzlich Dank sagen.“

Sie sah mit fragendem Ausdruck zu ihm hinüber. Dann schüttelte sie den Kopf. „So ist's nicht recht, Herr v. Willröder. Das ist so feierlich, als käm's Ihnen gar nicht ordentlich vom Herzen.“

„Aber, Eure Durchlaucht —“
„Es ist schon so. Ich weiß gar nicht, wie Sie heute sind, Herr v. Willröder. So ernst und so — ja wirklich! — so furchtbar niedergeschlagen.“

„Durchlaucht — man kann nicht immer lachen und scherzen. Das Leben verlangt sein Recht, und in ihm giebt es mehr Schmerz wie Freude.“

Nun nickte sie lebhaft, seufzte leise und trippelte dann hastiger weiter.

Plötzlich blieb sie stehen. Im ersten Augenblick sprach sie nicht. Wieder stieg eine helle Röte auf ihre Wangen. Sie schöpfte tief Atem und sagte endlich: „Da haben Sie sehr recht, Herr v. Willröder. Denken Sie nur ja nicht, daß ich nicht weiß, was Leid bedeutet, weil ich meist so lustig bin. Gott, ich bin ja noch so jung. Aber es hat mich doch auch schon angefaßt — das Leid! Jawohl!“ Und wieder setzte sie sich in Gang.

Auf einen Moment war doch ein flüchtiges Lächeln über seine Züge gehuscht. „Kleines, liebes Prinzesschen,“ dachte er, „was weißt du von dem tiefsten Weh, das eines Menschen Herz treffen kann? Und möge Gott dich vor der Erkenntnis bewahren!“

Sie mochte eine Antwort erwartet haben. Da diese nicht erfolgte, blieb sie nach wenigen Schritten wieder stehen. Dicht am Wege stand ein Jasminstrauch. Sie pflückte hastig ein paar der weißen, stark duftenden Blüten, steckte das Näschen in den Strauß und warf ihn dann wieder in den grünen Busch zurück. Sie suchte nur nach einer Beschäftigung, einer Ablenkung, und ihre Hände bebten leise, als sie nun zum zweitenmal einige Blüten brach. Diesmal ordnete sie sie ein wenig und steckte sie sich in den Gürtel. Aber gleich darauf riß sie den kleinen Strauß mit einer impulsiven Bewegung wieder heraus, teilte ihn in zwei Hälften und reichte die eine Willröder. „Da, bitte, stecken Sie sich das ins Knopfloch! Bitte —“

„Gnädigste Prinzessin —“ er machte eine etwas verlegene Verbeugung. Eigentlich wollte er sagen: „Das darf ich doch nicht in Uniform — ich werde sie jedoch als teures Andenken bewahren!“ — aber sie sah ihn nun wieder so harmlos und so unendlich liebenswürdig an, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, ihr wehzuthun. Sie nickte befriedigt, als sie die Blüten in seinem Knopfloch sah.

Wieder gingen sie schweigend einige Schritte nebeneinander. Dann fragte Ulrike plötzlich, nur mit halblauter Stimme: „Warum haben Sie eigentlich so wenig Vertrauen zu mir, Herr v. Willröder? Können oder dürfen Sie mir denn nicht sagen, was Sie so drückt?“

Es giebt wenig Menschen, die nicht nach einem Erlebnis, wie es heute Willröder betrafen, das Bedürfnis nach einer Aussprache haben. Nicht daß sie ihr Leid in alle Welt hinausgeschreien möchten. Aber das Empfinden, daß es wohlthut, das eigene Herz zu erleichtern, wohnt doch in jeder Menschenbrust. Und da

schrillt nun hier neben ihm ein liebes Menschenkind, das so herzlich und teilnehmend fragte, und von dem er wusste, daß es auch so fühlte, wie es sprach. Was that's, daß dies süße gute Geschöpf zufällig eine Fürstentochter war? Es war wie ein Alp, den er von seiner Brust abwälzte, als er, ohne daran zu denken, daß er nicht verstanden werden könnte, ernst und traurig sagte: „Durchlaucht, ich kam heute mit einem Herzen voll Hoffnungsglück. Und nun weiß ich, daß ich dies Glück für immer verloren habe — für immer und ewig!“

Einen Moment sann Ulrike nach. Dann gab sie eifrig zurück: „Man muß nie verzagen. Nein, nein, das dürfen Sie nicht, das sollen Sie nicht!“

Sie machte noch einige hastige Schritte und blieb stehen. Ihr Atem ging rascher, die Röte auf ihren Wangen vertiefte sich. Sie blickte zu ihm auf — auf eine Sekunde — und schlug dann die Augen zu Boden.

Es dämmerte schon leicht. Der Jasmin duftete. Ganz von fern her klangen verhallend die Töne eines Walzers:

„Nur einmal blüht im Mai der Flieder —
Nur einmal im Lenz die Liebe —“

In Willröder erwachte in diesem Augenblicke plötzlich das Gefühl der seltsamen Situation, das Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Ein drückendes Angstempfinden überkam ihn. Das Blut stieg in ihm empor. Er faßte mit der Hand nach der Stirn.

„Also Sie haben Vertrauen zu mir?“ bat dicht neben ihm die weiche flüsternde Stimme. „Werden immer Vertrauen zu mir haben? Sie haben mich — auch so ein bißchen — so recht, recht ... lieb? Ach —“

Wie durch einen Schleier nur sah er, daß die Prinzessin ihre beiden Hände gegen das klopfende Herz preßte.

„Durchlaucht — gnädigste Prinzessin —“ wollte er sagen. Aber noch ehe er sprechen, noch ehe er einen Schritt zurücktreten konnte, fühlte er plötzlich zwei weiche Arme um seinen Hals, eine heiße Wange an der seinen ... und dann ein-, zweimal ein Lippenpaar auf dem seinen.

In dem gleichen Augenblicke trat Charlotte um die nächste Wegbiegung, kaum zehn Schritte entfernt. Sie schral zusammen — mit einem Blick überfahnte sie die Lage. Als ob sie Zeugin der letzten Worte, die hier gefallen waren, gewesen wäre, wußte sie, wie alles gekommen war. Und mit einem Empfinden von Mitleid für die Prinzessin, mit ehrlicher Enttäuschung zugleich mischte sich doch auch ein seltsames Gefühl der persönlichen Abwehr. Und wenn sie Willröder auch vor wenig Stunden scheiden geheissen hatte, sie liebte ihn ja darum nicht weniger. Das Bewußtsein, daß ein anderer Frauenmund den seinen küßte, trieb ihr das Blut siedendheiß durch die Adern.

Und wenn es hundertmal ein Kind war, dies Kind handelte doch in diesem Moment als liebendes Weib! Und wenn sie auch sein Herz unbeteiligt wußte — es blieb trotzdem das gleiche!

Uebermächtig wuchs in ihr die große, starke, verlangende Liebe.

Aber in demselben Augenblicke sah sie auch im dämmerigen Hintergrund des Weges die Gestalten des Fürsten und des Erbprinzen auftauchen — sie schienen noch vor der Fasnerie umgekehrt zu sein. Beide sprachen eifrig miteinander, in der nächsten Sekunde aber, sobald er nur aufblickte, mußte der Prinz Willröder und Ulrike sehen.

Hatte denn die Prinzessin den Verstand

verloren? Oder wollte sie vielleicht einen Eklat herbeiführen? Und was stand Willröder bevor! Und der arme Fürst, der gütige blinde Mann! ...

Charlotte stürzte auf die Prinzessin zu. Sie erreichte sie gerade in dem Augenblicke, in dem Willröder sich endlich aus ihren Armen hatte lösen können und zurücktrat.

„Fort! Durchlaucht — fort!“ herrschte Charlotte die kleine Prinzessin an, die nun mit dunkel geröteten Wangen und herabhängenden Armen da stand, wie hilfebeischend, halb träumend, halb wachend, Thränen in den Augen, ein wehes Zucken um den Mund.

„Um Gottes willen — fort — Ulrike!“ wiederholte Charlotte noch einmal. Und mit fliegendem Atem fügte sie hinzu: „Daß Sie es nur wissen, Kurt ist mein Bräutigam!“ Drüben hob der Erbprinz sein Monocle zum Auge.

Willröder aber schloß seinen Arm um Charlotte. Und mit einem zagenden Glücks-

Stirn gewundenes Kopfstück. Die Frauen gehen ebenso gekleidet. Bei der Festtracht der Männer kommt zu dem um den Leib geschlungenen Sarong und den Beinkleidern noch eine Art Unterjacke und ein Wams darüber, sowie eine mühenartige Kopfbedeckung. Auch Waffen, namentlich der im Gürtel steckende Kiewang, dürfen nicht fehlen. Die Festtracht der Frauen ist sehr kostbar, ihr Kopfschmuck höchst phantastisch; außerdem überladen sie sich förmlich mit Schmuck, namentlich mit Goldsachen. — Das neue Parlamentsgebäude in Bern, eine Zierde der eidgenössischen Bundesstadt, bildet den von einer Kuppel gekrönten monumentalen Mittelbau zwischen dem Bundeshaus Westbau und dem Bundeshaus Ostbau an der Inselgasse. Es erhebt sich an Stelle der alten Kasinoabsetzung und ist nach Plänen von Professor Auer aufgeführt, der auch zum bauleitenden Architekten berufen wurde. Jetzt ist das Werk im Rohbau vollendet; den inneren Ausbau hofft man bis Ende 1901 fertigzustellen. — In den letzten Tagen vor der Vermählung der Königin Wilhelmina der Niederlande mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg trafen geradezu massenhaft von allen Seiten Hochzeitsgeschenke für das fürstliche Paar im Schlosse zu Haag ein. Während eine Abordnung des Gemeinderats der Residenz das Geschenk der Bürgerstadt von Haag, ein prachtvolles, aus 308 Stücken bestehendes Theeservice aus chinesischem Porzellan, überreichte, bot eine Abordnung aus Amsterdam einen goldenen Galawagen als Hochzeitsgeschenk dieser Stadt dar. Diese sogenannte „goldene Kutsche“, wie sie das Volk nennt, ist aus Sammlungen unter sämtlichen Bevölkerungskreisen in Amsterdam beschafft worden; sie war eigentlich als Geschenk beim Hulbigungsfeiertag im September 1898 bestimmt gewesen, ist aber erst jetzt fertig aus der Werkstatt des Fabrikanten hervorgegangen. — Mit dem auf seinem Gute Sacharow bei Twer gestorbenen Feldmarschall Ossip Wladimirowitsch Gurko, geboren am 15. November 1828, ist einer der tüchtigsten Generale Rußlands dahingegangen. Im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 nahm er hervorragenden Anteil an den russischen Erfolgen, wofür ihn der Zar zum General der Kavallerie und Generaladjutanten ernannte. 1879 wurde Gurko auch Generalgouverneur von Petersburg, das Amt auf den Kaiser im Jahre 1880 kostete ihn aber seine Stellung. 1883 erhielt er das Generalgouvernement von Warschau; 1894 nahm er als Generalfeldmarschall seine Entlassung. — Die Besetzung von Paotingfu war die erste Waffenthat der verbündeten Truppen, seitdem Graf Waldersee das Oberkommando übernommen hatte. Von dort, wie von Peking und Tientsin aus wurde dann eine Reihe kleinerer Streifzüge unternommen, welche die weitere Pacifizierung der Provinz Tschili herbeiführten. Es wurde eine ziemlich starke ständige Garnison in Paotingfu zurückgelassen, und unser Interesse auf S. 76 zeigt uns einige der zu ihr gehörenden deutschen Offiziere in einer Theegesellschaft beim Präsekten von



Das neue Parlamentsgebäude in Bern.
Nach einer Photographie von Carl Schnell in Bern.

Gefühl, als traute er ihren Worten nicht, aber doch alles andere um sich vergessend, fragte er leise: „Ist es auch wahr, Lotti? Wirklich wahr.“

Sie neigte das Haupt, und nun stieg auch auf ihren Wangen ein zartes Rot empor. „Ja, ja, ich hab' dich ja immer geliebt!“

Ein weher Aufschrei neben ihnen. Als sie endlich aufschauten, war Prinzgeßchen entschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Im Norden der Insel Sumatra liegt das Gouvernement Atjeh oder Atschin, dessen völlige Unterwerfung den Holländern trotz jahrelanger Kämpfe bis heute noch nicht gelungen ist. Kürzlich lief die Nachricht ein, daß die holländischen Kolonialtruppen auf einer gegen Samalangan unternommenen Expedition die atschinesische Feste Batu Lilit eingenommen haben. Die Eingeborenen von Atjeh oder Atschinesen tragen für gewöhnlich den landesüblichen Sarong, weite Beinkleider und ein um die

Stirn gewundenes Kopfstück. Die Frauen gehen ebenso gekleidet. Bei der Festtracht der Männer kommt zu dem um den Leib geschlungenen Sarong und den Beinkleidern noch eine Art Unterjacke und ein Wams darüber, sowie eine mühenartige Kopfbedeckung. Auch Waffen, namentlich der im Gürtel steckende Kiewang, dürfen nicht fehlen. Die Festtracht der Frauen ist sehr kostbar, ihr Kopfschmuck höchst phantastisch; außerdem überladen sie sich förmlich mit Schmuck, namentlich mit Goldsachen. — Das neue Parlamentsgebäude in Bern, eine Zierde der eidgenössischen Bundesstadt, bildet den von einer Kuppel gekrönten monumentalen Mittelbau zwischen dem Bundeshaus Westbau und dem Bundeshaus Ostbau an der Inselgasse. Es erhebt sich an Stelle der alten Kasinoabsetzung und ist nach Plänen von Professor Auer aufgeführt, der auch zum bauleitenden Architekten berufen wurde. Jetzt ist das Werk im Rohbau vollendet; den inneren Ausbau hofft man bis Ende 1901 fertigzustellen. — In den letzten Tagen vor der Vermählung der Königin Wilhelmina der Niederlande mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg trafen geradezu massenhaft von allen Seiten Hochzeitsgeschenke für das fürstliche Paar im Schlosse zu Haag ein. Während eine Abordnung des Gemeinderats der Residenz das Geschenk der Bürgerstadt von Haag, ein prachtvolles, aus 308 Stücken bestehendes Theeservice aus chinesischem Porzellan, überreichte, bot eine Abordnung aus Amsterdam einen goldenen Galawagen als Hochzeitsgeschenk dieser Stadt dar. Diese sogenannte „goldene Kutsche“, wie sie das Volk nennt, ist aus Sammlungen unter sämtlichen Bevölkerungskreisen in Amsterdam beschafft worden; sie war eigentlich als Geschenk beim Hulbigungsfeiertag im September 1898 bestimmt gewesen, ist aber erst jetzt fertig aus der Werkstatt des Fabrikanten hervorgegangen. — Mit dem auf seinem Gute Sacharow bei Twer gestorbenen Feldmarschall Ossip Wladimirowitsch Gurko, geboren am 15. November 1828, ist einer der tüchtigsten Generale Rußlands dahingegangen. Im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 nahm er hervorragenden Anteil an den russischen Erfolgen, wofür ihn der Zar zum General der Kavallerie und Generaladjutanten ernannte. 1879 wurde Gurko auch Generalgouverneur von Petersburg, das Amt auf den Kaiser im Jahre 1880 kostete ihn aber seine Stellung. 1883 erhielt er das Generalgouvernement von Warschau; 1894 nahm er als Generalfeldmarschall seine Entlassung. — Die Besetzung von Paotingfu war die erste Waffenthat der verbündeten Truppen, seitdem Graf Waldersee das Oberkommando übernommen hatte. Von dort, wie von Peking und Tientsin aus wurde dann eine Reihe kleinerer Streifzüge unternommen, welche die weitere Pacifizierung der Provinz Tschili herbeiführten. Es wurde eine ziemlich starke ständige Garnison in Paotingfu zurückgelassen, und unser Interesse auf S. 76 zeigt uns einige der zu ihr gehörenden deutschen Offiziere in einer Theegesellschaft beim Präsekten von

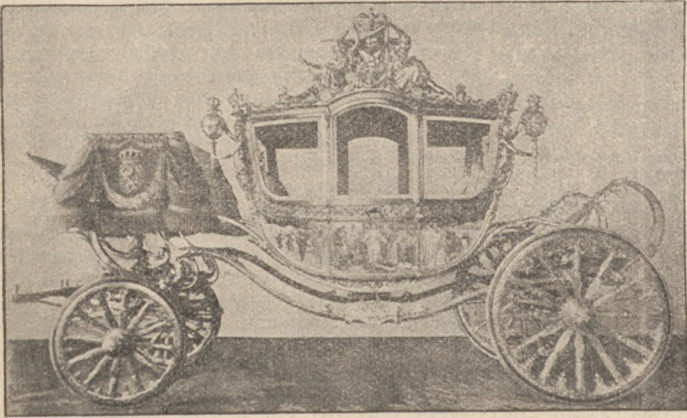
Paotingfu. Das Bild macht einen sehr friedlichen, man möchte fast sagen anheimelnden Eindruck, beweist aber nur, daß auch dieser bezopfte Würdenträger, wie alle seine Kollegen, es meisterlich versteht, sein Verhalten den Umständen anzupassen und je nachdem auch „gute Miene zum bösen Spiel“ zu machen.

Die ersten Frühlingsboten.

(Mit Bild auf Seite 77.)

In jedem Frühjahr ist es eine neue Wonne für die Städter, hinauszuwandern in die Lenzespracht, sich zu laben an der würzigen Luft, an dem warmen Sonnenschein und dem frischen Grün. Man pflückt die „ersten Frühlingsboten“, wie das auf unserem Bilde S. 77 zum Entzücken des Kindes geschieht, und über alle Welt kommt etwas von der Stimmung, welcher Ludwig Uhland in den schönen Versen Ausdruck gab:

„Saategrün, Veilchenblau,
Lerchenwirbel, Anjeschlag,
Sommerregen, linde Lust!
Wenn ich solche Worte finge,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingsstag?“



Der goldene Galawagen, Hochzeitsgeschenk der Stadt Amsterdam für die Königin Wilhelmina von Holland. (S. 75)

Der Wildschütz.

Erzählung von D. v. Tyndorff.

(Nachdruck verboten.)

Mein Großvater hatte im Jahre 1809 als Oberstleutnant den kaiserlichen Dienst verlassen. Er kaufte sich eine Herrschaft in Ostgalizien, und zwar um einen Preis, für welchen man heute kaum ein anständiges Bauerngut bekäme. Freilich war alles in einer grauenhaften Vernachlässigung, und seine erste Sorge mußte sein, Ordnung zu schaffen. Das wollte er auch. Aber er hatte sich die Sache leichter vorgestellt, als sie in Wirklichkeit war; denn vom obersten Beamten bis zum letzten Knecht herab waren die Leute gänzlich unfähig, seine Absichten auch nur zu verstehen. Zum Glück war mit der Herrschaft eine ausgedehnte Jagdgerechtigkeit verbunden, so konnte er sich von der vielen Mühe und dem steten Ärger durch Ausübung des edlen Weidwerks erholen.

Dieses Vergnügen wurde ihm bald zu einer Quelle neuer Sorgen, denn die Wilderer bereiteten ihm viele schlaflose Nächte. Allenthalben fand man im Walde Schlageisen, Fallen und Schlingen aufgestellt, denn trotz allen Ermahnens wollte den polnischen Bauern das Strafbare einer solchen Handlung absolut nicht einleuchten. Einer aber war unter diesen Burschen, der sich nicht mit Fallenstellen begnügte, sondern dessen Kugel unter den Rehen und Hirschen wahre Verheerungen anrichtete. Alle Versuche, den verwegenen Wilderer zu fangen, erwiesen sich als fruchtlos. —

An einem Sonntagnachmittag besuchte der alte Herr einen entfernt wohnenden Gutsbesitzer. Er legte den ziemlich weiten Weg zu Fuß zurück, in der sicheren Ueberzeugung, daß ihm der freundliche Nachbar zum Rückweg gerne seinen Schlitten zur Verfügung stellen werde. Es war im Februar, der polnische Winter trat mit großer Strenge auf.

Im Schlosse des Nachbarn fand er niemand zu Hause. So mußte also mein Großvater sich zum Rückweg entschließen. Der alte Herr war nur von sei-

nem Hunde begleitet, einem großen, sehr kräftigen Tier dänischer Rasse, welches er wie einen Freund liebte. Da die Sonne sich schon zu neigen begann, beschloß er, einen abgekürzten Weg durch den Forst zu nehmen, welcher ihn in ungefähr zwei Stunden nach Hause führen mußte.

Er schritt wacker aus, der Schnee knarrte unter seinen festen Tritten, mehr als eine Stunde war er schon gewandert, da erreichte er eine Waldlichtung, welche ihm als Wildwechsel wohl bekannt war. Eine große, prächtige Eiche

stand ganz allein in der Mitte der Lichtung, sie streckte ihre mächtigen Äste fast bis zur Erde herab und war bis zum Wipfel mit Eiskristallen bedeckt, die in der untergehenden Sonne wie Diamanten funkelten. Eben wollte er die Lichtung überschreiten, da hörte er ein Knarren im Gebüsch, ein prächtiger Rehbock erschien, ein Schuß krachte, und mit gewaltigem Sprunge brach der Bock im Feuer zusammen. Im selben Augenblicke tauchte aus dem Gebüsch der Wildschütz auf, das noch rauchende Gewehr in der Hand. Mein Großvater nahm den Hund am Halsband und zog ihn an sich. Die beiden Männer standen einander Auge in Auge gegenüber. Der Vorteil wäre entschieden auf Seiten des Wildschützen gewesen, hätte der Hund nicht sofort verstanden, um was es sich handelte; ein leiser Druck der Hand genügte, das ungeduldige Tier vorwärts zu bringen, sofort ging es zum Angriff auf den Gegner über. Der Wilderer aber war ein Mann von gewaltiger Körperkraft und ebenso großer Entschlossenheit. Mit sicherem Griffe

packte er den Hund am Halsbande, hob ihn wie eine Feder empor und schleuderte ihn weit von sich in das Gebüsch; im selben Augenblicke hatte er mit einem Sprunge den tiefsten Ast der Eiche erfaßt und kletterte nun mit der Gewandtheit einer Katze von Ast zu Ast. Sein Gewehr war im Schnee liegen geblieben.

Dieser Vorgang hatte nur wenige Sekunden gedauert. Meinen Großvater übermannte der Zorn, rasch griff er das Gewehr des Wilderers auf, er bemerkte zu seiner Freude, daß es doppelläufig war, und der rechte Lauf noch seine volle Ladung hatte.

„Komm freiwillig herunter, oder ich gebe Feuer!“ rief der alte Herr laut.

Der Wilderer gab keine Antwort, er verbarg sich hinter einem starken Aste, der ihm allerdings nur zum Teil Schutz bot. Nochmals wiederholte mein Großvater die Aufforderung; Blade Nachsicht — so hieß der Wilderer — gab keine Antwort und rührte sich nicht. Ein unglücklicher Zufall, wie ein solcher oft im Leben vorkommt, brachte die Entscheidung. Blade war beim Klettern offen-

bar auf einen dünnen Ast getreten, dieser brach und fiel polternd herunter. Mein Großvater aber glaubte, der Wilderer habe den Ast nach ihm geworfen, der Zorn übermannte ihn, er sprang seitwärts, riß das Gewehr in den Anschlag und gab Feuer. Die Flinte war mit Schrot geladen, eine Anzahl durrer Zweige prasselte herab, dicke Blutstropfen, die gleichzeitig in den Schnee fielen, zeigten an, daß auch Blade getroffen war.

Lange konnte dieser Mann unter solchen Umständen nicht auf dem Baume aushalten. Der alte Herr warf das Gewehr daher über die Schulter, lehnte sich an den Stamm der Eiche und rief hinauf: „Ich werde

hier auf dich warten, bis du herunterkommst, und wenn ich drei Tage unter dem Baume stehen bleiben mußte. Also beginne dich.“

Blade verhielt sich vollkommen ruhig in



D. W. Gurko, russischer Feldmarschall †. (S. 75)



Eine Theegesellschaft beim Präfecten von Pootingfu (China). [S. 75]



Die ersten Frühlingsboten. (S. 75)

seinem lustigen Versteck. Da durchzitterte die Luft plötzlich ein klagender Laut, dem sofort eine Reihe ähnlicher Töne folgten. Der Hund, sonst ein so mutiges Tier, zog den Schwanz ein, legte die Ohren zurück und lief ängstlich herbei. Die ursprünglich klagenden Töne waren langsam in ein heiseres Geheul übergegangen. Oben im Baum wurde es lebendig. Wlade war von Ast zu Ast herabgestiegen und rief meinen Großvater an.

„Herr, wenn Sie sich nicht eilen, so sind Sie verloren. Was Sie hier im Walde bald rechts, bald links hören, sind Wölfe. Die Bestien haben Witterung bekommen, daß sich Menschen hier aufhalten, wenn Sie nicht zu mir auf den Baum kommen, so wird morgen auch nicht eine Spur mehr von Euer Gnaden zu finden sein.“

Mein Großvater war leichenblau geworden. Er erkannte, eine andere Rettung als die Eiche gab es nicht. Er mußte hinauf. Und der Wilderer ließ sich bis auf den letzten Ast herab, reichte seinem Feinde die Hand und half ihm, den Baum zu erklettern. Winkend sah der große Hund seinem Herrn nach; heulend sprang er am Stamme empor. Nein, das treue Tier in einer solchen Lage zurückzulassen, wo es einem sicheren und entsetzlichen Tode verfallen mußte, war unmöglich.

„Wlade, wenn du mir den Hund rettetest, so will ich für dich thun, was nur in meinen Kräften steht,“ rief mein Großvater. „Meinen lieben und treuen Beg sollen die Wölfe nicht zerreißen, er ist mein einziger und mein bester Freund.“

„Ich werde sehen, was ich machen kann,“ entgegnete der Wildschütz. „Hätten Euer Gnaden nur nicht auf mich geschossen; ein paar Schrotkörner stecken mir im Arm und hindern mich in jeder Bewegung, und der Hund hat's eigentlich nicht verdient, daß ich mein Leben aufs Spiel setze, um das seine zu retten.“

„Euer Gnaden auch nicht,“ hätte er hinzufügen können. Aber er that's nicht. Er dachte es wohl nicht einmal.

Wlade sprang vom Ast herab, ergriff den Hund und reichte ihn hinauf. Das kluge Tier erkannte die Gefahr vollständig und ließ sich gefügig am Halsband hinaufziehen. Der unterste Ast der Eiche war sehr breit, er bildete mit dem Hauptstamm fast einen rechten Winkel, und Herr und Hund konnten wohlgeborgen darauf sitzen. Wlade aber schien die Rettung des Hundes noch nicht zu genügen, den geschossenen Rehbock wollte er gleichfalls nicht den Wölfen überlassen. Mit einem Sprunge war er im Gebüsch, hatte den Bock auf die Schulter genommen und war zur Eiche zurückgelaufen. Mit Hilfe meines Großvaters gelang es, auch das Wild zu bergen, und Wlade schwang sich trotz seines blutenden Armes mit Gewandtheit wieder auf die Eiche. Es war aber auch die höchste Zeit, denn das heisere Geheul der Wölfe ließ sich schon in nächster Nähe hören. Die Wölfe waren mittlerweile an den Baum herangekommen, hatten die Spur des erlegten Bockes gefunden und bissen sich um den blutgetränkten Schnee. Mit funkelnden Augen starrten die ausgehungerten Tiere auf den Baum hinauf, sprangen an dem Stamm empor und hielten die Zähne in die Rinde. Beg sträubten sich die Haare am Rücken ferkengerade empor, ein gurgelndes Knurren entrang sich seiner Kehle.

Mein Großvater blickte mit Grauen auf das Schauspiel zu seinen Füßen. Bisher hatte er die galizischen Wölfe nur aus den Erzählungen der Jäger gekannt, diese Erzählungen für übertrieben gehalten und ihnen wenig Glauben beigemessen; jetzt stand er der krassen Wirklichkeit gegenüber. Die Todesfurcht hatte bei ihm momentan alle anderen Gedanken in

den Hintergrund gedrängt, jetzt, in Sicherheit, kam ihm das Beschämende seiner Lage zum vollen Bewußtsein.

Er blickte nach Wlade, der mit einem großen Jagdmesser die Aeste des Baumes zurechtschnitt und sich um die heulende und winselnde Gesellschaft gar nicht zu kümmern schien. Der Freiherr mußte seine Brust erleichtern, er hatte bisher noch nicht Zeit gefunden, dem Wildschützen zu danken, nun sollte es geschehen.

„Wlade,“ nahm er das Wort, „ich schulde dir mein Leben, du hast an mir gehandelt mit mehr als christlicher Nächstenliebe, ich habe nach dir geschossen, und dafür hast du mich bewahrt vor einem entsetzlichen Tode. Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll.“

„Es ist kein Dank notwendig, gnädiger Herr,“ versetzte der Wilderer gelassen. „Es ist Herrenrecht, nach uns armen Leuten zu schießen; die kleine Wunde hat nichts zu bedeuten, ich werde sie mit Schnee einreiben und versuchen, die Schrotkörner herauszudrücken.“

Mein Großvater leistete dem Wilderer hilfreiche Hand. Der Schuß hatte glücklicherweise den Arm nur gestreift, drei Schrotkörner saßen nicht tief, sie ließen sich ohne Schwierigkeit entfernen. Aus seinem Taschentuch fertigte mein Großvater einen Verband, nachdem er die Wunde vorher sorgfältig mit Schnee eingerieben hatte.

Die Wölfe liefen unten um den Baum herum, manchmal entfernte sich das ganze Rudel auf kurze Zeit, sie durchsuchten die Lichtung und das angrenzende Gebüsch, kehrten jedoch immer wieder an den Stamm der Eiche zurück.

„Hast du noch einen Schuß bei dir?“ frug mein Großvater den Wilderer.

„Gewiß,“ antwortete dieser, „aber ich kann diesen einzigen Schuß nicht hergeben, denn wir wissen nicht, wo wir ihn noch notwendig brauchen können. Das Jagdvergnügen müssen Euer Gnaden für jetzt schon unterdrücken.“

Mein Großvater sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein, er hätte gar zu gern eine der Bestien niedergeschossen.

„Es würde Ihnen auch nichts nützen, einen der Burschen da unten zu erlegen, die anderen würden über die Leiche herfallen und sie bis auf die Knochen verzehren,“ fügte Wlade hinzu.

„Deine Erfahrungen, Wlade, zeigen mir an, daß du ein alter und gewiegter Jäger bist; aber du mußt doch einsehen, daß du unrecht thust, fremdes Wild zu schießen, daß du damit ein Verbrechen begehst.“

„Sagen Euer Gnaden das den Wölfen da unten, fragen Sie diese, ob sie sich eines Unrechts bewußt sind, wenn sie ein Reh zerfleischen oder einen Hirsch erjagen! Ich bin von der Gesellschaft der Menschen so gut ausgeschlossen, wie diese Wölfe zu unseren Füßen.“

„Erzähle mir deine Geschichte, Wlade,“ sagte mein Großvater, „das wird uns wohl erhalten. Es ist jetzt neun Uhr, im Schlosse werden sie glauben, daß ich beim Nachbar übernachtete. Erzähle, erleichtere dein Herz, vielleicht kann ich dir helfen!“

„Ich glaube das nicht, gnädiger Herr, für mich kommt menschliche Hilfe zu spät; aber gerne will ich Ihrem Wunsche nachkommen und meine Geschichte erzählen. Es ist die Leidensgeschichte von uns armen Leuten. Ich war ein kleiner Bauer und bewirtschaftete einen Hof bei Bicksko. Das Dorf gehört dem Herrn v. Sladowsky. Ich brachte mich schlecht und recht fort, verrichtete willig meine Frondienste, wie solche schon mein Vater und Großvater geleistet hatten. Eine Krankheit, die dazumal unter den armen Leuten um sich griff, raffte mein Weib weg, und mir blieb nur mein zehnjähriges Töchterchen Anischa. Es war ein schönes Kind und klug und anständig, sie hätte ein Herrenkind sein können. Mit ihrem vier-

zehnten Jahr kam sie aufs Schloß zur Bedienung der Herrschaft; wir mußten nach dem Gesetz, das uns die Herren gegeben, nicht nur mit unserer Arbeit, sondern auch mit unseren Kindern fronen, und ich wurde nicht weiter gefragt um meine Einwilligung.“

Anischa ging, von meinen heißesten Segenswünschen begleitet, hinauf aufs Schloß — ich sah sie nur als Leiche wieder! Ich habe damals nicht erfahren können, was geschehen ist; die Dienerschaft im Schlosse betrachtet uns Bauern als tief unter dem Jagdhund der Herrschaft stehend, man gab mir keine Auskunft, nur so viel erfuhr ich, daß der Herr behauptete, Anischa habe gestohlen, ein wertvoller Schmuck habe der Schlossfrau gefehlt, und dieser sei bei Anischa gefunden worden.

Gnädiger Herr, Sie können mir glauben, mein Kind war ein rechtliches Mädchen wie nur eines, und den Diebstahl hat sie nimmermehr begangen. Aber der Graf ließ Anischa öffentlich im Schlosshof auspeitschen, ich selbst mußte am Wasser die Ruten schneiden, und sie wurden mir zweimal zurückgewiesen, weil sie nicht lang und geschmeidig genug gewesen waren. Ich warf mich dem Schlossherrn zu Füßen, umklammerte seine Knie und bat um Gnade für mein Kind. Aber da hätte ich eher die Wölfe da unten bitten können, ich glaube, daß sich die eher rühren ließen. Erlassen Sie mir die Schilderung des Gräßlichen, das nun folgte. Am nächsten Morgen fand man die Leiche im Bache, sie wurde ohne Priester außerhalb der Kirchhofmauer beerdigt.

In einer finsternen Nacht grub ich die Leiche aus und schaffte sie in den tiefsten Wald, in einer Felsenhöhle setzte ich mein armes Kind bei. Mein Herz dürstete nach Rache; hundertmal hätte ich den Grafen erschießen können, ich hielt mich zurück, ich that es nicht, ich wartete. Es garte schon lange unter den adeligen Herren, ich wußte, daß sie im Schlosse geheime Zusammenkünfte hielten, sie konnten die durch die Teilung Polens herbeigeführte Schädigung ihrer Vorrechte nicht verwinden. Ich hatte der österreichischen Regierung von der Verschwörung Mitteilung gemacht, aber die Herren hatten ihre Kreaturen überall, und so wurden sie rechtzeitig gewarnt. Sie beschloßen, nach Preußen zu fliehen. Unser Graf war am schwersten belastet, an seiner Haftantwortung war der Regierung am meisten gelegen. Ich befand mich Tag und Nacht auf der Lauer, ich wußte, daß der Augenblick meiner Rache gekommen sei.

Der Graf verließ, als ruthenischer Bauer verkleidet, das Schloß, ich erkannte ihn augenblicklich, und mein Herz schlug laut vor wilder Freude. Er wanderte zu Fuß, ein leichtes Bündel auf dem Rücken, etwa vier Wegstunden in den Wald hinein. An einer einsamen Stelle erwartete ihn ein geschlossener Wagen. Er stieg ein, ich schwang mich hinten auf die Federn, und so fuhren wir gemeinsam die Straße nach Preußen dahin. Im letzten österreichischen Orte, etwa zwei Meilen von der Grenze entfernt, mußten die Pferde gewechselt werden. Es war nahe an Mitternacht, als wir Rakonice erreichten. Der Graf schloß, der Kutscher spannte die dampfenden Pferde aus, führte sie in den Stall und schirnte neue Rosse vor den Wagen. Ich trat heran und half ihm umspannen, er mochte mich in der Dunkelheit wohl für einen Knecht des Hauses halten, er schöpfte wenigstens kein Mißtrauen gegen mich. Es war mir gelungen, eine Pferdebedeckung seitwärts in den Straßengraben zu werfen, ich machte den Kutscher aufmerksam, daß nur eine Decke vorhanden sei, die zweite wohl im Stalle geblieben sein dürfte. Kopfschüttelnd ging er in den Stall zurück, ich folgte ihm, und als er eingetreten war, blies ich ihm die Laterne

aus, warf die Thür hinter ihm ins Schloß und drehte den Schlüssel zweimal um. Im nächsten Augenblick war ich auch schon am Wagen, schwang mich auf den Rutschbock, ergriff die Zügel, hieb auf die Pferde ein und fuhr im Galopp davon.

Ich kannte alle Wege sehr genau, anstatt ins Preussische zu fahren, bog ich nach links aus, und als der Graf früh morgens erwachte und sich in voller Sicherheit glaubte, da sah er beim Aussteigen den österreichischen Grenadieren ins Gesicht.

Der Herr war so bleich geworden wie eine Leiche, er zitterte am ganzen Körper. Ein Offizier durchsuchte den Wagen, eine Menge von Schriften und Papieren wurde gefunden und dem Grafen Handschellen angelegt. Noch hatte der Herr keine Ahnung, wie er ins Unglück gekommen sei, da fiel sein Auge auf mich, er erkannte mich und wußte in diesem Augenblick alles. Er wandte sich mühsam mir zu, die schwere Kette, die man sehr kurz angezogen hatte, hinderte ihn an der Bewegung.

„Also dir, Wlade, danke ich meine Gefangenschaft,“ sagte er. „Du hast Rache an mir genommen! Wie hätte ich denken können, daß die Kanaille so empfindlich sei! Auch deine dumme Dirne war so geartet.“

Ich hob die Faust, um dem Gefangenen ins Gesicht zu schlagen, mein Arm wurde aufgefangen, ein alter, bärtiger Unteroffizier schnauzte mich an: „Hier wird nicht geraucht, Bauernlummel; wenn du dich nicht anständig betragst, so wirst du auch in Eisen gelegt. Vergiß nicht, daß du gleichfalls Gefangener bist und erst verhört werden mußt. Wir haben Auftrag, mit den polnischen Verschwörern kurzen Prozeß zu machen.“

Der Prozeß war in der That kurz. Der Herr wurde zu lebenslänglicher Haft auf dem Spielberg verurteilt, mir zahlte man meinen Judaslohn so reichlich, daß ich mir auf dem Spielberg einen kleinen Kramladen einrichten konnte. Mir war es nicht um den Gewinn zu thun, ich wollte nur die Gefangenen täglich sehen, ich wollte dem Grafen Sladkowsky nahe sein. Vier Jahre verbrachten wir gemeinsam auf der Festung, da wurde dem Kaiser in der Wiener Hofburg ein Sohn geboren, das freudige Ereignis kündeten hundert und ein Kanonenschüsse vom Rastell herab an. Wenige Tage später kam die große Amnestie, die politischen Gefangenen wurden ihrer Haft entlassen, und so erhielt auch unser Herr seine Freiheit wieder.

Ich stand am Festungsthor hinter meiner Viktualienbude, als der mit vier Pferden bespannte Reisewagen des Grafen vorüberfuhr. Wie werde ich den Blick vergessen, den er mir beim Einsteigen zuwarf. Mir gab's einen Stich ins Herz, mein totes Kind fiel mir ein, unsere Rechnung war noch nicht ausgeglichen. Ich stieß mit dem Fuß meinen Stand um, so daß die Waren über den Berg hinabkollerten, und wanderte zu Fuß hierher nach Galizien. Der Graf hat erfahren, daß ich wieder im Lande bin; seit dieser Zeit meidet er die Jagd und den Wald, er weiß, daß meine Kugel ihr Ziel nicht verfehlen wird.“

Mit wechselnden Gefühlen hatte mein Großvater der Erzählung des Wilderers zugehört; nach einer langen Pause ergriff er das Wort: „Wlade, du hast wohl viel gelitten, aber du hast dem Grafen auch übel genug mitgespielt. Vier lange Jahre auf dem Spielberg in den engen, finsternen und feuchten Kasmatten sind im Stande, die kräftigste Natur zu brechen. Ich kenne den Spielberg mit allen seinen Schrecken, und wenn du dort auch nur als Krämer warst, so wirst du doch genug gesehen haben und die entsetzlichen Kerker so gut kennen wie ich. Laß es genug sein der Rache! Ich werde fortan

für dich sorgen, du sollst zurückkehren in die Gesellschaft, sollst wieder ein Mensch unter Menschen werden.“

Es hatte mittlerweile im Walde zu dämmern begonnen; die Wölfe, des fruchtlosen Wartens unter dem Baume müde, waren weitergezogen, aus der Ferne hörte man hin und wieder noch das klagende Geheul derselben, der Abstieg vom Baume schien jetzt ohne Gefahr. Wlade gab jedoch noch eine Stunde zu; er kannte die Raubtiere seiner Heimat sehr genau und wußte, daß sie gerne noch einmal zu jenen Orten zurückkehren, die ihnen Nahrung in Aussicht gestellt hatten. Die Wölfe schienen jedoch anderweitig etwas gefunden zu haben, der Wald war wieder sicher, und so konnten die beiden Männer ihr schützendes Asyl verlassen.

Den geschossenen Bock wollte Wlade auf die Schulter nehmen, aber er war dieser Last nicht mehr gewachsen. Der verwundete Arm war stark angeschwollen und versagte den Dienst. So weidete denn mein Großvater selbst den Bock aus, hob ihn mit kräftigem Schwunge auf die Schultern, und nun schritten die beiden Männer dem Schlosse zu.

Im Dorf entstand ein förmlicher Auflauf, als die Bauern die beiden Männer daherkommen sahen. Wlade Nachlitzky war als Wilderer bekannt, und der Gutsherr trug den Bock auf den Schultern, während der Wilderer mit dem Gewehr auf der Achsel neben ihm herschritt. Solange das Königreich Polen bestand, war ein solcher Anblick noch nicht gesehen worden!

Im Schloß ließ mein Großvater seinem Lebensretter eine Stube anweisen, Wlade legte sich fiebernd zu Bette, ein reitender Bote wurde nach dem Arzt gesendet. Erst nachdem der Wildschütz mit allem Nötigen versehen war, dachte mein Großvater an sich selbst. Er nahm eine Tasse Thee, den er alter Gewohnheit nach mit viel Rum versetzte, legte sich zu Bett und war nach wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Wlades anfänglich sehr befriedigend erscheinender Zustand verschlimmerte sich; zur Wunde kam der Nottlauf, heftiges Fieber gesellte sich dazu, die vollständige Genesung des Wilderers war nicht so bald abzusehen. Mittlerweile kam vom Grafen Sladkowsky ein Brief an meinen Großvater, in welchem er um sofortige Auslieferung des Wilderers als seines Leibeigenen ersuchte. Diesem Ansuchen mußte entsprochen werden, das Gesetz verlangte es ausdrücklich so. Aber es gab ein Hintertürchen: das Dominikanerkloster in Zarska, das nur eine Wegstunde vom Schloß entfernt lag, hatte von alter Zeit her ein Asylrecht. Dorthin mußte der Verwundete gebracht werden. Mein Großvater ließ augenblicklich seinen bequemsten Wagen einspannen, und in weniger als einer halben Stunde war Nachlitzky geborgen.

Der Bescheid auf die Forderung des Grafen Sladkowsky lautete in sehr höflicher Form dahin, daß man seinem Ansuchen nicht entsprechen könne, da sich der Leibeigene inzwischen in das Dominikanerkloster geflüchtet habe.

Mein Großvater glaubte, daß damit die Angelegenheit abgethan sei, er befand sich jedoch in einem sehr schweren Irrtum. Sladkowsky wollte sich die günstige Gelegenheit, des Wlades habhaft zu werden und seine Rache an ihm zu fühlen, nicht entgehen lassen. Aber das Kloster verweigerte die Auslieferung des Verwundeten standhaft und berief sich dabei auf sein altes verbrieftes Recht. Der ganze Groll des Grafen entlud sich daher auf das Haupt meines Großvaters.

Sladkowsky fand bald Gelegenheit, seinem Zorn Luft zu machen. Es war ein Pferdemarkt in Wadowice. Da beide Herren dort anwesend sein mußten, konnte es nicht fehlen, daß sie sich trafen. Es kam gleich bei der ersten

Begegnung zu sehr erregten Auseinandersetzungen, in deren weiterer Folge Sladkowsky meinem Großvater die Beleidigung ins Gesicht schleuderte, daß er Leichenräuber und Spione in seinen Schutz nehme.

Eine Viertelstunde nach dem stattgehabten Wortwechsel waren die Sekundanten meines Großvaters bei Sladkowsky; es wurde für den nächsten Morgen ein Pistolenduell mit dreimaligem Kugelwechsel vereinbart. Als Zusammenkunftsort war die Waldlichtung bezeichnet, wo mein Großvater das Abenteuer mit dem Wilderer bestanden hatte. Der alte Herr, der seinen Hausstand stets sehr geordnet hatte, übernachtete in Wadowice, Sladkowsky aber fuhr nach Hause, um noch einige Vorbereitungen zu treffen und die Duellpistolen zu besorgen.

Pünktlich, zur festgesetzten Stunde, trafen sich die Herren auf der Waldwiese. Die Zeugen machten den üblichen Versöhnungsversuch, nach dessen Scheitern steckten sie die Mensur ab und luden die Pistolen. Die beiden Herren standen einander mit der gespannten Waffe gegenüber und warteten auf das Zeichen zum Schießen. Da knackte es im Gebüsch, auf dem Hügel an der einen Seite der Waldlichtung erschien plötzlich Wlade. Er trug den Arm noch verbunden, sein Gesicht war geisterbleich, nur seine Augen funkelten in unheimlichem Glanze, und auf seinen fahlen Wangen brannte eine krankhafte Röte.

„Graf Sladkowsky,“ schrie er, „eine teure Person hast du mir bereits gemordet, diesmal komme ich dir zuvor!“

Noch ehe der Wildschütz ausgesprochen hatte, erhob Sladkowsky die schußfertige Pistole und feuerte auf ihn. Ein höhnisches Lachen überlante den Knall, im selben Augenblick fiel ein zweiter Schuß, der Graf sank, mitten in die Stirn getroffen, lautlos zu Boden.

„Ausgeglichen!“ schrie der Wildschütz. „Lebe wohl für immer!“ Damit verschwand er im Walde.

Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Meinem Großvater wurde durch diese Vorkommnisse der Aufenthalt in Polen gründlich verleidet. Er verkaufte die Herrschaft und siedelte nach Steiermark über, wo er das Gut Steinhof bei Radkersburg erwarb. Von der Eiche aber nahm er einen Schößling mit und verpflanzte ihn in die neue Heimat. Achtzig Jahre sind seitdem vergangen, ich sah im Vorjahre die Eiche wieder, sie ist ein mächtiger, gewaltiger Baum geworden, der wie ein Niese über dem jungen Eichennachwuchs steht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Virtuosen. — Robert Bocka war ein berühmter Harfenvirtuose. Nachdem er Europa gründlich abgeklimpert hatte, begab er sich im Jahre 1844 nach Amerika, um in den großen Städten der Vereinigten Staaten möglichst viele Dollars einzuhemsen. In New York veranstaltete er zuerst Konzerte. Dieselben wurden anfänglich etwas monoton befunden, da das Publikum nichts anderes zu hören bekam, als sein allerdings meisterhaftes Harfenspiel. Der Besuch ließ deshalb manchmal zu wünschen übrig. Ein günstiger Zufall aber kam dem Künstler zu Hilfe und verschaffte ihm ganz unverhofft einen Compagnon, der es ihm ermöglichte, die Konzerte unterhaltender zu gestalten.

Bocka hatte, um dem amerikanischen Publikum zu schmeicheln, die sinnreiche Einrichtung getroffen, daß er als letzte Konzertsnummer Variationen über amerikanische Volkslieder frei vortrug. Er forderte das Publikum auf, ihm zu solchem Behufe die Titel von Liedern zuzurufen, deren Melodien er dann auf der Harfe sehr geschickt verarbeitete.

Eines Abends machte er es wieder so. Zuerst wurde ihm natürlich von mehreren Seiten der unvermeidliche „Dante-Doodle“ zugerufen, dann „Heil Columbia“, und noch etliche andere allbekannte Weisen verlangte man zu hören.

Da schrie endlich einer: „Das sternbesäete Banner!“
 „Was meinen Sie?“ fragte Bochsa.
 „Nun, Sir, das glorreiche Lied vom sternbesäeten Banner.“

„Die Melodie ist mir leider nicht bekannt. Ist sie schön?“

„Sehr schön!“

„Wohlan, so will ich sie gern vortragen, wenn vielleicht einer von den Herren so gefällig ist, mir die Weise des Liedes vorzuspielen.“

Niemand meldete sich auf diese Aufforderung.

„Oder eine Lady.“

Es meldete sich auch keine Dame.

„Dann wird's mir freilich nicht möglich sein,“ sagte achselzuckend der Virtuose.

Möglich erhob sich ein junger Mann im Auditorium und rief: „Sir, singen kann ich nicht gut, aber wenn's Ihnen vielleicht genügt, so will ich gern Ihnen die Melodie vorpfeifen.“

„Das würde mir vollkommen genügen, bester Herr. Bitte, kommen Sie zu mir auf die Bühne!“

Der junge Mann stieg die zwei Stufen zur Bühne hinauf.

„Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“ fragte der Harfenkünstler.

„Ich heiße William Smith.“

„Was ist Ihre eigentliche Beschäftigung?“

„Ich bin Kaufmann und leider zur Zeit ohne Stellung.“

„Bitte, legen Sie los!“

William Smith spitzte die Lippen und piffte mit wahrer Meisterschaft die schöne Melodie des Liedes „Das sternbesäete Banner“.

Als er geendet, applaudierte das durch sein Auftreten sehr heiter gestimmte Publikum wie rasend.

„Ich danke Ihnen, Sir,“ sagte Bochsa äußerst freundlich zu ihm. „Bitte, bleiben Sie noch hier.“

Danach griff der Virtuose in die Saiten der Harfe.

Nach einem herrlichen kurzen Präludium trug er die kunstvollsten Variationen vor über die Melodien der ihm aufgegebenen Lieder, ganz zuletzt und besonders schwungvoll brachte er als allerschönste Leistung die Melodie des Liedes „Das sternbesäete Banner“ zu Gehör.

Der Beifall war groß und allgemein.

Eigentlich war das Konzert nun zu Ende. Weil das Publikum aber noch keine Anstalten machte, sich zu entfernen, so meinte Bochsa, es verlange eine musikalische Zugabe zum Programm des Abends, und er schickte sich also an, wieder seine Harfe zu bearbeiten.

Doch da schrien die Leute: „Nein, nein! Von der Harfe haben wir genug! Der junge Mann da möge uns noch ein Stück vorpfeifen! Das wünschen wir!“

„Bitte, thun Sie es, Sir!“ sagte der Virtuose.

„Mit dem größten Vergnügen!“ versetzte William Smith. Und er piffte ganz trefflich eine andere Melodie, welche neue Leistung abermals stürmischen

Humoristisches.



In der Kneipe.

Gymnasiast (großhuerlich): Sie scheinen sich darüber aufzuhalten, daß wir hier Bier trinken, mein Herr!

Alter Herr (freundlich): I bewahre... das ist besser, als wenn Sie Ihr Geld vernaschen!



Ausrede.

Richter: Sie haben, als Sie in der Buchhandlung bestellten, einen Band „Schiller“ eingestekt; wie kamen Sie dazu?

Angeklagter: Entschuldigen Sie, Herr Richter, ich wollte einer Dame etwas ins Stammbuch schreiben.

Beifall erzielte. Dann entfernte sich das Publikum, sehr zufrieden mit dem gehaltenen Kunstgenuß.

„Sir,“ sprach nachher Bochsa, „Sie sind ein ausgezeichnete Kunstpeiser, ja, ein wahrhaftes Genie darin. Ich erlaube mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Würden Sie wohl, da Sie jetzt doch beschäftigungslos sind, geneigt sein, mich auf meinen Kunststreifen zu begleiten?“

„Unter welchen Bedingungen?“ fragte der junge Mann.

„Ich gebe Ihnen den dritten Teil der Einnahme und trage selbst alle Kosten.“

„Topp! Es sei! Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an.“

Auf solche Weise wurde William Smith ein vielbewundener Kunstpeiser. Etliche Jahre lang bereifte er mit Bochsa die Union und trat in Hunderten von Konzerten auf, überall mit größtem Erfolge. Er erworb sich ein recht ansehnliches Vermögen, welches ihm nachher ermöglichte, in New York ein großes Modewarengeschäft zu begründen. [F. L.]

Die teuersten Pelze. — Der kostbarste Pelzmantel befindet sich im Besitz der Kaiserin-Witwe von Rußland. Er wurde ihr von der Stadt Irkutsk geschenkt, ist ungefähr 300,000 Mark wert und wiegt kaum mehr als ein Pfund. Ein beinahe ebenso großes Kapital repräsentiert ein Pelzmantel, dessen glückliche Eigentümerin Frau Macay, die Gemahlin des bekannten kalifornischen Silberkönigs, ist. Er besteht aus 10,000 kleinen Zobelfellen. [v. B.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 9:

Wer sich grämt, der wird bald grau.

Charade. (Zweifeltig)

Ein Zahlwort sind die Silben Eins und Zwei,
 Mit ihnen auch sortiert man manderlei.
 Die Silben Drei und Vier bist, Leser, du,
 Wenn dich auf weichen Lagen stärkt die Ruh'.
 Ein kleines Tier mit einem langen Schwanz,
 Auch ein Kalendername ist das Ganze.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Logogriph.

Als Fluß mit a durchzieht's fruchtbares Land,
 Als alte Gottheit ist's mit r besamt,
 Mit i wächst es auf Feld und fr als Frucht,
 Sieht du's mit u, ergreift es schnell die Flucht.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösungen von Nr. 9:

des Reim-Rätsels:

Stimmt dich traurig Sorg und Leid,
 Raubt dir Mut und Fröhlichkeit,
 Denk, daß deinem Dienst sich weicht
 Bald als Arzt die bessere Zeit.

Hät den Heilkrant schon vereit,
 Der da heißt: Vergessenheit!

des Rätsels: Landjunge, Seesunge.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.